

Adjouffou, im Januar 2009

Liebe Gönnerinnen und Gönner

Ich möchte Ihnen heute erzählen, wie schön unser Weihnachtsfest war: Wie die Grossen meiner fünfzig Waisenkinder, das sind elf Teenager, mich baten, ihnen kein Geschenk zu machen, sondern dieses Jahr dem Personal in ihrem Namen etwas zu schenken. «Warum?», habe ich sie erstaunt gefragt und die Antwort schon gekannt, aber ich wollte es aus ihrem Mund hören: «Wir wollen danke sagen.» Danke dafür, dass sich die Mitarbeiter tagtäglich um sie kümmern, für sie putzen, kochen, waschen, ihre Tränen trocknen, bei ihnen am Bett sitzen, wenn sie krank sind, ihnen Mutter und Vater ersetzen. Oder dies zumindest versuchen. Die Grossen haben also einen Sonntag lang im Geheimen Geschenke gebastelt, dabei gesungen, Kärtchen geschrieben, manche sogar Briefe. Die Worte, die sie zu Papier brachten, kamen tief aus ihren Herzen. Dann, an Heiligabend die grosse Bescherung: Alle unsere Mitarbeiter, unsere Patienten und unsere Kinder sassen an einem riesig grossen Tisch. Und die elf Jugendlichen verteilten ihre Geschenke. Ich sass da und freute mich über die Tatsache, dass mir nicht klar war, wer mehr gerührt war – die Mitarbeiter oder unsere Kinder.

Nach der «grossen Bescherung» fiel ich todmüde ins Bett und wurde um zwei Uhr morgens von unserer Nachtwache, Monsieur Konaté, geweckt. Er bat mich ins Waisenhaus zu kommen, weil es dem kleinen Yacou sehr schlecht gehe. Yacou lag zusammengekrümmt im Bett und schrie vor Schmerz. Ich fuhr mit ihm ins Universitätsspital, in den Notfall, wo keine Menschenseele war. Ich nahm an, dass die Angestellten auch gefeiert und sich zum Schlafen irgendwohin verzogen hatten. Ich legte Yacou, der vor Schmerzen inzwischen zitterte, auf ein Bett, hielt ihm vorsorglich die

Ohren zu und polterte los. Ich kann laut schimpfen, wenn es sein muss. Und es musste sein. Zwei Stunden später war klar, dass er an einer sehr schmerzhaften Blinddarmreizung litt, die man aber medikamentös gut behandeln konnte.

Um fünf Uhr waren wir wieder zurück. Ich legte den inzwischen schlafenden Yacou in sein Bett und ging ins Sterbeshospital, um unseren Patienten, zumindest denen, die schon wach waren, schöne Weihnachten zu wünschen. Sie freuten sich sehr über den so frühen Besuch.

Aber zurück zum Weihnachtsfest: Ich wollte es für Sie mit Fotos dokumentieren. Nach dem heutigen Erlebnis, habe ich mich jedoch anders entschieden. Ich habe mich dazu durchgerungen, Sie mit einem einzigen Bild zu konfrontieren, von dem Sie sagen werden, es sei zu unbarmherzig und Sie hätten es lieber nicht sehen wollen. Warum ich es trotzdem wage? Weil man die Realität unmöglich sehen kann, wenn man sich nicht getraut hinzuschauen. Vor ein paar Stunden sah meine Realität so aus:

Vor meinem Container sass ein Vater. In seinen Armen hielt er seinen dreijährigen Sohn. Die beiden wohnen in einem sehr abgelegenen Dorf. Zur nächsten Hauptstrasse sind es 25 Kilometer, zu uns mit Sicherheit über 35. Der Vater hat Ebou, so heisst der Kleine, auf seine Schultern gesetzt und ist losmarschiert mit dem Ziel, irgendwo in der Nähe des Flughafens in Abidjan «die Weisse» zu finden, die sich auch um die kümmert, die nicht zahlen können. Als er sich schliesslich zu uns durchgefragt hatte, klopfte er an unsere Türe, wurde von unserem Wächter eingelassen und gebeten, sich zu setzen, der Arzt habe sicher bald Zeit für seinen Sohn.

So sassen die beiden schon einmal und warteten, in einem öffentlichen Krankenhaus. Der Vater hatte kein Geld. Alles was er hatte, war die Hoffnung, dass sich jemand die Wunden des Kleinen anschauen und Ihnen eine Erklärung dafür geben würde, warum Ebou wie ein Monster aussah. Die beiden kriegten nicht einmal den schnellen Blick eines Arztes. Der Vater setzte sich Ebou wieder auf die Schultern und ging mit ihm nach Hause zurück. Dort wurde der Kleine weiter mit Kräutermedizin behandelt. Und dann, dann hörte er eben von der Weissen, die in der Nähe des Flughafens von Abidjan auch denen hilft, die kein Geld haben.

Als unser Arzt, Dr. Kouassi, den Kleinen sah, holte er mich. Ich sah zuerst Ebou mit seinem grossen Verband um seinen Kopf und danach die nackte Angst in den Augen des Vaters. Ich konnte in seinem Blick seine Fragen förmlich lesen: «Was, wenn sie hört, dass ich keinen Centimes habe?» – «Was, wenn sie sich keine Zeit für uns nimmt?» – «Was, wenn sie uns nach Hause schickt?» Er konnte kein Französisch, aber er verstand schnell, dass wir uns um seinen kleinen Sohn kümmern

würden. Wir lösten den eiter- und blutgetränkten Verband und sahen das, was ich Ihnen hier zumute: Die Realität Schwarzafrikas. Auch wir, Dr. Kouassi und ich, hätten lieber weggeschaut, aber es ging nicht. Wir mussten hinsehen. Dr. Kouassi begann zu weinen. Bevor meine Tränen kamen, fluchte ich. Wut, Frustration, Empörung, Verzweiflung – meine Gefühle mussten einfach raus.



Wir säuberten die Wunden so gut es ging, und ich brachte Ebou und seinen Vater ins Universitätsspital, wo man uns Dr. Kouassis Diagnose bestätigte: Burkitt Lymphom. Ein bösartiges Lymphom, das nach dem Briten Denis Parsons Burkitt benannt wurde, der diese Krankheit zum ersten Mal beschrieb. Dieser Krebs tritt – wie könnte es auch anders sein – vor allem im tropischen Afrika auf und zählt dort zu den am häufigst auftretenden Tumorerkrankungen bei Kindern. Mittels Chemo- und Strahlentherapie ist das Lymphom aber sehr gut behandelbar. Es erübrigt sich zu sagen, dass sich diese Therapie nur die oberen Zehntausend leisten können. Wir haben uns entschieden, die Behandlungskosten für Ebous Chemotherapie zu übernehmen.

Die Armut hier in der Elfenbeinküste, die Armut in ganz Schwarzafrika wird von Tag zu Tag grösser, und dies nicht nur in den Slums, sondern auch in den Dörfern. Dort können sich die Menschen zwar noch selbst versorgen und leiden nicht derart Hunger wie in den Slums. Aber Geld um ein Menschenleben zu retten, gibt es nicht. Ich habe von einer Frau gehört, die vor den Augen eines

Arztes an einer Eileiterschwangerschaft starb, weil ihr Mann die erforderliche Summe für eine Operation nicht aufbringen konnte.

Ohne Sie, liebe Spenderinnen und Spender, hätte ich für Ebou nichts anderes tun können, als ihn bei uns aufzunehmen und ihn sterben zu lassen. Dank Ihnen kann ich Ebou helfen. Und auch seinem Vater und seiner Mutter, die – ich weiss es, weil es allen Eltern so geht – lieber sterben würden, als ihr Kind derart leiden zu sehen.

Ich habe Sie heute mit einer Geschichte und einem Bild konfrontiert, habe sie gezwungen hinzusehen. Ich hoffe, dass Sie verstehen, warum ich es tun musste. Ich muss das Leid Ebous auf viele Schultern verteilen. Es hilft uns, wenn wir nicht alles selber tragen müssen. Und glauben Sie mir, ich habe sie noch geschont. Wie es in Ebous Wunde aussah, das behalte ich für mich.

Ich wünsche Ihnen ein gutes Jahr, viel Gesundheit, viel Sonnenschein und Liebe und sage aus ganzem Herzen – Danke. Danke für Ihre Hilfe. Danke für Ihre Grosszügigkeit. Danke, dass Sie uns nicht vergessen. Danke, dass Sie hinsehen und nicht wegschauen. Und bitte drücken Sie Ebou die Daumen, mehr noch, beten Sie für ihn, damit ich in ein paar Monaten von einem glücklichen Ende berichten kann.

Lotti Latrous

<b>Stiftung Lotti Latrous</b>	UBS AG Schweiz, Konto-Nr. 0240-428654.00E PC-Konto: 80-2-2 Clearing: 0240 IBAN: CH 44 0024 0240 4286 5400 E	SWIFT (BIC): UBSWCHZH80A
<b>oder</b>	Dresdner Bank AG, Düsseldorf, Bankleitzahl: 36580072, Konto-Nr.: 03 854 280 00 IBAN: DE 92 3658 0072 0385 4280 00	SWIFT (BIC): DRES DE FF 365